



Zusammenfassung unseres Treffens vom 18.02.2019

Stichwort oder Thema: „Glück“

Anwesende: Anna Strasser, Renate Teucher, Gisela Schösser, Thomas Wolf, Bernd Mielke, Wilfried Jahn, Klaus Bigge, Wolfgang Sohst.

Ort: Café „Spreegold“, Bikini-Haus am Zoo

Auf dieses Treffen hatten wir uns mit drei externen Texten und einem Impuls von Renate vorbereitet:

1. Der Artikel „Glück/Glückseligkeit“ aus dem *Historischen Wörterbuch der Philosophie* (J. Ritter et. al), 2. Martin Seel: *Wege einer Philosophie des Glücks* (1998) und 3. Klaus Goergen: *Glück und Moral* (2003) sowie 4. der Impuls von Renate, der in großen Teilen ein möglicher Fragenkatalog zum Begriff des Glücks ist.

Von Beginn des Gesprächs an versuchten mehrere Beitragende, ihr Verhältnis zum Begriff des Glücks durch einen begrifflichen Kontrast, häufig in Gestalt einer Dichotomie, zu verdeutlichen. So wurde im Verlauf des Treffens vorgeschlagen,

1. den Begriff des Glücks durch seine **Abgrenzung zum Unglück** zu fassen
2. das Glück in einen **hedonistischen** und einen **sozial orientierten Bereich** zu teilen (wobei letzteres eine starke Anbindung an die Moral mit sich bringt)
3. erarbeitetes bzw. **verdientes Glück** vom **zufälligen Glücksfall** zu unterscheiden
4. Nach der Möglichkeit eines Unterschieds von **weiblichem** und **männlichem Glück** zu fragen
5. Gegenüberstellung von **Glück durch Verzicht** (wie in der Stoa oder dem Buddhismus) und **Glück durch Erfüllung** von Streben und Bedürfnis (wie in den verschiedenen Spielarten des Hedonismus).

In diesen Dichotomien erschöpft sich der Begriff des Glücks aber keineswegs. So ist schon bei der Aufmachung dieser Gegensätze unklar, ob sie wirklich Gegensätze sind oder sich nicht vielmehr gegenseitig bedingen: Subjektives Glück ist ohne objektiv-soziale Einbettung höchstens in der Gestalt des absolut einsamen **Eremiten** denkbar; ansonsten muss auch der **Hedonist** sozialen Regeln folgen, um seine privaten Glückbedürfnisse zu erfüllen. Auch die Trennung von Verdienst und Zufall ist häufig schwer durchzuführen, und ein Glück durch Verzicht kann schließlich nicht soweit gehen, dass man Hungers stirbt. Die besagten Dichotomien sind foglich eher als dialektische Extrema auf den jeweiligen Skalen zu verstehen.

Anhaltspunkte für eine Hierarchie der Bedürfnisse gibt zunächst die sog. [Maslowsche Bedürfnispyramide](#). Die Dinge liegen aber auch hier komplizierter. Glück wurde und wird über die verschiedenen Kulturen und Epochen hinweg offenbar sehr unterschiedlich verstanden. So scheint das Lebensglück in der Selbsteinschätzung repräsentativ befragter Menschen nicht primär vom materiellen Wohlstand abzuhängen. Sowohl der **Zeitgeist einer Gesellschaft** als auch die konkreten sozialen Verhältnisse scheinen hier eine wichtige Rolle zu spielen. Aber auch der ganz individuelle, eigenwillige

Charakter ist offenbar sehr bestimmend für das Glück des Einzelnen. Die Dichotomie von strebender und passiver Glückssuche könnte sich damit als eine Frage des jeweiligen Charakters herausstellen. Hier und an anderer Stelle betonen die Teilnehmer immer wieder, dass Glücksvorstellungen sich offenbar nicht auf einen Nenner bringen lassen. Das wirft die Frage auf, ob das Wort ‚Glück‘ nicht nur eine **Wittgensteinsche Familienähnlichkeit** ganz verschiedener Begriffe ohne gemeinsamen Bedeutungskern bezeichnet. Sollte sich dies ergeben, hätte eine Diskussion über ‚das‘ Glück überhaupt keinen Sinn, weil man über verschiedene Dinge nicht mittels einer nur zufällig gleichen Bezeichnung so reden kann, als hätten sie einen gemeinsamen Bedeutungskern.

Vollkommen relativ wird der Glücksbegriff schließlich, wenn man bedenkt, wieviel vom empfundenen Glück davon abhängt, wie man im **Vergleich zu anderen Mitgliedern** seiner jeweiligen Gruppe abschneidet. Im Treibsand eines solchen Glücksstrebens, das sich letztlich nur von **Neid und Konkurrenz** nährt, ist eventuell die schon seit der Antike vertretene [Tugendethik](#) ein gutes Gegenmittel. Sie stellt immerhin klare Maßstäbe für gutes Verhalten als Weg zum Glück auf, allerdings um den Preis, dass sie vollkommen auf die Seite des moralisch begründeten sozialen Glücksbegriffs fällt. Aber immerhin: Ein gänzlich relativer Glücksbegriff kann ja, wenn er erfüllt werden will, immer nur eine Minderheit befriedigen. Denn sobald die Mehrheit den bis dahin angestrebten Glückszustand erreicht hat, empfindet sie ihn nicht mehr als Glück, sondern als Normalität, die es hinsichtlich des Glücks erst wieder zu steigern gilt.

Dies führte uns zu einem Nachdenken darüber, ob Glück als unmittelbar gegenwärtige Erfahrung nicht praktisch unmöglich oder höchstens auf ganz kurze Momente begrenzt ist. Am wirksamsten ist das Glück vielleicht eher als **Hoffnung auf künftige Erfüllung** von Wünschen. So ist beispielsweise erwiesen, dass Lotto-Hauptgewinner in der Regel eher unglücklicher werden, weil sie mit dem überraschend neuen Reichtum nicht zurechtkommen. Die eigentlich glücklichen **Lottspieler** wären dann paradoxerweise diejenigen, die Woche für Woche spielen und verlieren. Denn ihre Hoffnung stirbt nie; sie kaufen sich immer neue. Wenn also das Glück im Wesentlichen in der immer unerfüllten, nur theoretisch möglichen Erfüllung von Wünschen besteht, hätten wir es mit einer Art **fiktivem Hedonismus** zu tun. Der träte sich auch mit den Tugendethikern, auch wenn sie das nicht zugeben wollen: Denn auch der tugendhafte Mensch wird in der Regel später, d.h. irgendwann einmal für seine Tugendhaftigkeit sozial belohnt. Da dies aber häufig eher mit Nachteilen in der jeweiligen Gegenwart verbunden ist, gerät ein solches Belohnungsversprechen unter der Hand leicht zu einer **transzendenten Heilslehre**, die ja später sehr erfolgreich vom Christentum ausgebaut wurde.

Der seit einiger Zeit in Mode gekommene Begriff des **Flow** propagiert wiederum einen rein prozessbasierten Glücksbegriff. Um ein solches fließendes Glück zu produzieren, muss man sich irgendwie in einen quasi-hypnotischen Zustand versetzen, in dem alles, was man tut, wie von selbst aus einem heraus und durch einen durch fließt. Wird ein solcher Zustand allerdings durch Drogen induziert, halten wir dies üblicherweise für überhaupt kein erstrebenswertes Glück, sondern nur für einen Missbrauch des eigenen Körpers.

Der *Flow* kommt wiederum einer anderen Glücksform nahe, nämlich dem **Glück der Ruhe und der Einsamkeit**. Dies ist ein im Wesentlichen negativer Glücksbegriff, weil er davon ausgeht, dass die Welt in ihrer Betriebsamkeit vor allem ein Hindernis zur Erreichung von Glück ist. Ähnlich argumentieren die Stoa und der Buddhismus, auch wenn der Störfaktor bei ihnen nicht die Umwelt, sondern eher die jeweils eigenen Bedürfnisse sind. In diesem Sinne wird nach deren Lehre – auch ohne jeglichen ideologischen Hintergrund – am ehesten diejenige Person glücklich, die sich freizumachen versteht sowohl von der Zudringlichkeit der Welt (Diogenes von Sinope auf die Frage von Alexander ‚dem Großen‘, was er für ihn, Diogenes, tun könne: „Geh mir bitte aus der Sonne!“) als auch von jener der eigenen Bedürfnisse.

Dem immer wieder auftretenden Problem der dichotomen Behandlung des Glücksbegriffs könnte man am ehesten noch mit der Hegelschen Vorstellung begegnen, dass das allgemeine und individuelle menschliche Glück noch am ehesten zu begreifen sei, wenn man es als die Übereinstimmung vom **Wollen, vom Gesollten und von den jeweils faktisch gegebenen Umständen** betrachtet. Auch diese Formel setzt allerdings voraus, dass es sich beim Glücksbegriff nicht nur um ein Wort mit vielen verschiedenen Bedeutungen ohne Bedeutungskern handelt.

Nicht abschließend beantworten lässt sich offenbar die Frage, in welchem Umfange das Glück von der Befriedigung der individuellen Bedürfnisse oder aber eher von der Erfüllung sozialen Erwartungen abhängt. Wir konnten uns aber auf die **Minimalformel** einigen, dass (abgesehen vom absolut einsamen Eremiten) das Glück ganz ohne Rücksicht auf die soziale Umwelt nicht realisierbar ist. Dies wiederum bringt die Notwendigkeit einer gewissen **Frustrationstoleranz** mit sich: Wer grenzenlos die Erfüllung aller seiner Bedürfnisse erfahren muss, um glücklich zu sein, wird es sehr wahrscheinlich nie sein. So beschreibt z.B. **Sigmund Freud** (bzw. Melanie Klein) den Wunsch des Neugeborenen, das absolute Einssein mit der Mutter auf ewig zu erhalten, als unerfüllbar. Gerade diese Unerfüllbarkeit setzt aber die psychische Entwicklung des Kindes überhaupt erst in Gang. Die **Frankfurter Schule** der ersten und zweiten Generation (Markuse, Horkheimer, Adorno) wiederum kritisieren den bürgerlichen Glücksbegriff als die zentrale Illusion einer Gesellschaft, die die tatsächlichen, in vieler Hinsicht prekären sozialen Verhältnisse durch einer immer extremer genährte **Gier nach Konsum** zu übertünchen versuchen. Konsum ist aber erwiesenermaßen gar nicht glücksbringend, sobald er über die Grundbedürfnisse hinausgeht.

Und nicht zuletzt überraschte uns die Mitteilung, demzufolge Wachkomapatienten auf die Frage, ob sie glücklich seien, offenbar häufig mit „ja“ antworten, wie auch immer. Das dürfte auf drastische Weise sogar noch die Behauptung widerlegen, dass Glückerfahrung davon abhängig sei, dass man überhaupt etwas tun könne.

(ws, 24.02.2019)